

# Die Neue Welt

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

Nr. 32

1899

## Jakob.

(Fortsetzung.)

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Das Herz des kleinen Fräulein Thorsen hatte in dieser Zeit sehr schwer gelitten. Als sie nach Brandt's Weihnachtsball, zu dem sie nicht eingeladen war — Damen waren immer genug da —, als sie da seine Treulosigkeit erfuhr, fand sie zuerst einigen Trost in seiner großen Niederlage.

Aber ihr Herz konnte nicht lange ertragen, ihn so verändert zu sehen, wie er war, besonders in den ersten Tagen. Sie war wohl fest entschlossen, es ihn ernstlich fühlen zu lassen, wie treulos er fast geworden wäre; aber sie wollte sich doch verfühnen lassen, und dann wollte sie ihn oben halten, wenn ihn auch Alle verließen.

Die große Bertha dagegen hatte längst verzichtet. Sie sah ein, daß Törres für sie zu groß und zu fein war. Aber sie besuchte ihn in seiner neuen Wohnung, wenn sie freien Sonntag hatte. Sie hatte ihm ihre Ersparnisse zu verwalten gegeben.

Zwischen den beiden Fremdbinnen Julie Krüger und Frau Steiner kam es nicht zum Bruche.

Die Stimmung, welche während des Balles so stark über Frau Steiner gekommen war, wurde durch den ungemüthlichen Schluß des Festes noch verstärkt. Sie sah jetzt die Gesellschaft in der kleinen Stadt als eine reine Lächerlichkeit an, wo sie sich rein als Fortwark, sich selbst und ihre Kunst.

Gewiß gab es eine Zeit, in der sie erklärt hatte, daß sie lieber am entferntesten Meere wohnen wollte, als zu riskiren, ihren widerwärtigen Mann überall zu treffen. Aber das war anders geworden. In der mächtigen Sehnsucht nach der Hauptstadt und dem lustigen Leben unter Künstlern und jungen Talenten, wo sie und ihr Mann heimisch gewesen waren, kam es ihr jetzt ganz bornirt vor, fortzuziehen vor einem möglichen Zusammentreffen mit einem Manne, mit dem sie ja jetzt nicht das Geringste zu thun hatte, ausgenommen, daß er sie unterhielt.

Sie war die Bekrante und sie hatte das sittliche Prinzip gerächt; Aller Sympathie mußte auf ihrer Seite sein. Wenn sie in einer Gesellschaft auf Herrn Steiner stieß, sollte es sie nun nicht mehr länger unsicher machen.

Sie wollte wieder brinnen sein; gerade das Pikante an ihrer Stellung wollte sie ausnützen, eine Dame, welche die Männer von Grund auf kannte. Hier in der Kleinstadt hatte sie oft bemerkt, daß die Männer sie als Eine ansahen, welche mit ihrem Lebenswerke fertig wäre, als ob sie erwarteten, daß sie wie ein Zeichen stehen bleiben würde, eine Siegessäule für die Sittlichkeit.

Nein! Das war die Absicht nicht. Es war an der Zeit, dieses Kleinstadtleben zu beenden.

Sie war ihr eigener Herr und ließ sofort das

Mädchen Sachen und Schmuck einpacken, während sie Axtelir und Wohnung bis auf Weiteres behielt.

Da war nur noch das eine Ding im Wege; wie sollte sie von Krügers Abschied nehmen? Ein Billet zu schreiben und zu verschwinden war so ungeheuer bequem. Aber das würde sie sofort mit dem Standal auf dem Ball in Verbindung bringen, und davon wollte sie sich gerade ganz frei halten. Alles war ausschließlich durch Julie's klogigen Versuch, einen noch klogigeren Anbeter anzuziehen, gekommen. Mit einem so groben Spiele durfte sie, die Frau Steiner, nie zusammen genannt werden.

Darum fand sie sich ein paar Tage nach dem Ball ein, gepuht und heiter und mit ihrer unschuldigen Miene.

In der Stube traf sie nur Krüger, der gegen seine Gewohnheit verlegen aussah; gleichzeitig kam auch Tante Sophie aus der Küche herein, und zwar auf eine Art, daß Frau Steiner sich unsicher fühlte.

„Die kleine Julie hat, weiß Gott! seit dem Ball gelegen,“ sagte Tante Sophie und nahm auf dem Sopha Stellung.

„Nein! wie leid mir das thut; ich würde sie so gern sehen.“

„Julie will Niemanden sehen, nicht einmal Sie; sie hat es ausdrücklich gesagt.“

Gustav Krüger mußte nun in das Gespräch eingreifen; er wußte, daß Tante Sophie viel auf dem Herzen hatte.

„Sehen Sie,“ sagte er, „es dauert immer ein paar Tage, bis ein großes Haus in Ordnung kommt.“

„Natürlich,“ antwortete Frau Steiner freundlich und wandte sich zu ihm.

„Das Haus ist schon längst in Ordnung; wäre es nur auch so leicht, die Menschen in Ordnung zu bringen!“ sagte Tante Sophie stramm.

„Sie, Frau Steiner, sehen ebenso strahlend aus wie immer,“ sagte der galante Krüger.

„Das trifft sich gut, daß ich jetzt so wohl bin, da ich reisen muß.“

„Sie reisen?“

„Ich reise morgen nach Christiania; ich habe Briefe bekommen,“ fuhr sie etwas verlegen fort.

„Für immer?“ fragte Tante Sophie mit so unverkennbarer Freude, daß Krüger sich beeilen mußte, von Reise, Reiseunter und Reise-Effekten zu sprechen; er nannte sogar einige ausgezeichnete Plaisirs, die er hatte, obgleich er den Laden ungern oben in der Wohnung und im Gesellschaftsleben erwähnte.

„Ich will sofort Ordre geben, Ihnen einige zur Auswahl zuzusenden,“ sagte er und erhob sich; „ich sage nicht Adieu; wir sehen uns noch vor der Abreise.“

„Das thun wir gewiß,“ antwortete sie, und sie fühlten sich gegenseitig erleichtert.

Frau Steiner wollte nun so schnell wie möglich von Tante Sophie fortkommen; aber diese setzte sich zurecht und begann sehr offenherzig:

„Es ist mir nicht unlieb, daß Sie reisen.“

„Sieh, sieh!“ antwortete Frau Steiner und zog ihre Handschuhe an; sie wollte lächeln, fühlte sich aber doch nicht ganz sicher.

„Ich glaube, Sie haben keinen guten Einfluß auf Julie gehabt.“

„Sie sollte wohl zur alten Jungfer aufgezogen werden?“

„Nein, im Gegentheil, sie soll heirathen, aber ordentlich, dauerhaft!“

„Habe ich Ihre Pläne gekrenzt?“ fragte Frau Steiner, die um den Mund blaß wurde.

„Sie haben ihr so viel Dummheiten über die Mannskente gelehrt, daß sie jetzt Keinem traut.“

Tante Sophie ging zur Küche, und Frau Steiner verließ das Entrée.

Am nächsten Tage reiste sie ab.

Julie war froh, daß sie ihre Freundin, deren Treulosigkeit sie ahnte, nicht zu sehen brauchte. Nie würde ein so netter und bescheidener Mensch, wie Herr Wall, sich so aufgeführt haben, wenn ihm nicht von einem Anderen eingeheizt worden wäre. Und das sei Lulli gewesen, die ihn erst als ihren Narren hätte behalten wollen, und als das mißglückte, die schreckliche Szene herbeigeführt hätte, um sich zu rächen.

Und nie konnte sie den Augenblick vergessen, wie er so verlassen da stand, während ihr eigener Vater fast rasend war, und sie — sie hatte ihn auch verleugnet vor allen seinen Feinden. Sie konnte nicht anders handeln, denn sie waren ja nicht verlobt — aber trotzdem —

Dann kam Jolla Blum und brachte Bescheid über Alles, was man in der Stadt dachte und sagte; sie sprach unaufhörlich mit angespannten Mienen und hochgezogenen Augenbrauen, um nicht über die Worte zu stolpern, die herausströmten, als lösten sie sich aus einer Presse.

Und dann nahm die Stadt Julie Krüger wieder auf. Sie schämte sich über den im Umgange mit Frau Steiner beschmutzten Ton; das paßte nicht für sie. Die besorgten Fremdbinnen aus Mutter's Zeit schöpften neue Hoffnung für die kleine Julie.

XIII.

Nachdem Törres vergebens darüber nachgegrübelt, was der Geistliche gewollt, erwiderte er den Besuch, auch zur Abendzeit; und da hielt ihn der Geistliche zurück zum Abendessen, das er holen ließ, da er unverheirathet war.

Dieses Mal kamen sie besser miteinander in's

Gespräch, und Törres fing an, seinen Argwohn abzulegen. Sie standen ja einander so nahe; sie konnten in derselben Sprache zusammen reden, und Beide waren sie in einer fremden Welt ein Stück vorwärts gekommen — Jeder auf seinem Wege; der Geistliche war ja am weitesten gekommen.

Als sie einmal davon sprachen, sagte der Priester lächelnd: „Sie sind sonderbar, Sie! — Sie fürchten nichts, sind aber doch leicht zu erschrecken.“

„Jeder nach seiner Art; aber man kann nicht zu hoch klettern, denn dann kommt man zu Fall.“

Pfarrer Opstad lachte still in sich hinein, und da er dunklen Vollbart und Brille hatte, war sein Gesicht nicht immer so leicht zu verstehen; Törres glaubte nun, er lache über ihn.

„Ich lache,“ sagte der Geistliche, „weil ich sehe, Sie glauben noch an diese feinen Leute, an die Bildung.“

Törres sah ihn ungewiß an, aber der Geistliche nahm einen Schluck aus seinem Glase — sie pflegten zusammen Toddy zu trinken —, setzte sich im Stuhle zurecht und fing an:

„Hören Sie jetzt, wie es mir gegangen ist, wie ich von der Dummheit geheilt wurde, welche wir Bauern mit uns herumzuschleppen, daß ein so großer Sprung zwischen uns und diesen sogenannten Gebildeten ist. Ich wühlte mich durch zum Seminar, demütig, auf dem Bauche vor Allem und vor Allen, aber besonders vor der Bildung — Bildung und Gelehrsamkeit war ja das Höchste — hm!“ sagte der Priester und wechselte mit einem Male den Ton: „Natürlich, gleich nach der Religion!“

„Natürlich,“ antwortete Törres ebenso ernsthaft, worauf der Geistliche gleichsam mit einem halben Seufzer in seiner natürlichen Mißsprache fortfuhr, ohne sich vor Worten aus der Bauernsprache zu scheuen:

„So wurde ich Hauslehrer bei einem Bezirksrichter im Ostlande. Es war ein großer Kreis um die Kirchstadt, und ich hatte alle Beamtengöhren, eine über alle Maßen maritige Bande! Aber die Erwachsenen waren viel schlimmer! Die Herren, wenn die zusammenkamen, oder die Damen in der Küche — und gegen die Diensthöfen! — Bildung — hahaha! Ja, da hättest Du was von Bildung hören können!“

Törres sah den Anderen an, der bei seiner Erzählung augenscheinlich in Aufregung gerieth.

„Ich will nicht von der Nothheit reden, wenn der Bogt, der Richter und die ganze Blase dasitzen und fluchten, so daß die Funken nur so aus den Karten flogen, und die schlimmsten Geschichten erzählten. Aber selbst wenn sie anständig unter Damen saßen und ernsthaft sprachen, war doch nichts Anderes zu hören als ein einstimmiges Herunterreißen von all Dem, wovon ich vorher geglaubt, es gehörte mit zur Bildung.“

„So?“ sagte Törres ungläubig.

„Da wurde kein einziges von den Dingen, zu denen ich bis dahin immer aufgesehen hatte, genannt, ohne daß es in diesem Kreise heruntergerissen und verhöhnt wurde. Sprach man von Kunst und Literatur, so war es Häßlichkeit und Unsittlichkeit. Erwähnte man Wissenschaft, so war das etwas höchst Unzuverlässiges, womit sich nur einige wenige Ausgewählte einlassen dürften, ohne in die Irre zu gehen. Aus dem Auslande, in dem auch nicht ein Einziger von ihnen gewesen war, kam all das Böse, das wir hier zu Hanse uns vom Leibe halten müßten: Bücher, Bilder, Gedanken und Ideen — Alles war gefährlich, die ganze Zeit war gefährlich — selbst die Luft! Jede Sonne, die aufging, schreckte sie mit ihrem neuen Licht, vor dem sie ihre verräucherten Ofenwinkel abschlossen und verrammelten.“

Törres fiel es schwer, dem Geistlichen zu folgen, wenn er in Eifer gerieth; aber er hörte trotzdem genau auf jedes Wort.

„Ich selbst war damals tief religiös,“ fuhr Opstad fort, aber verbesserte sich sofort, „das will nicht heißen, daß ich es jetzt weniger wäre, aber auf eine andere Art, verstehen Sie!“

Törres verstand das wohl, und der Andere fuhr fort: „Darum litt ich auch am meisten vom Geistlichen.“

„War der auch dabei?“

„Ja! Der war noch der Schlimmste; denn der konnte sich und die Anderen so in Wuth reden, daß sogar die Weisleute ganz wild wurden. Und dann führte er in seiner Predigt einen wahren Kreuzzug, schimpfte und verfluchte Bücher und ferne Mitmenschen, die er nur dem Namen nach kannte. Ich sagte nie ein Wort, aber einmal stand ich auf und verließ das Zimmer. Das genügte; ich wurde als verdächtig thesernt und kam nach Christiania, um mich zum theologischen Examen durchzukriechen und durchzuhungern.“

„Sehen Sie,“ sagte Törres lächelnd, „Gelehrsamkeit gehört dazu!“

„Gelehrsamkeit!“ rief Opstad und erhob sich im Eifer; „Zwang und Verfinsternung! — das heißt, Gottes Wort lernten wir ja pur und rein — pur und rein.“

Auf diesen schroffen Uebergang war er so eingeleitet wie ein Zirkuspferd, das ohne Kommando, nur auf eine Aenderung der Musik in eine andere Gangart übergeht; und Törres nahm seinerseits die passende Miene an, so oft er den Geistlichen herausstreckte. Es war wie eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihnen, daß Alles auf die Religion Bezügliche bei ihnen Beiden in Ordnung wäre. Was sie aneinander band, war der gemeiname Ursprung und die gegenseitige Achtung vor ihrer Geschäftstüchtigkeit.

„Du müßtest lesen,“ sagte der Geistliche einmal später, als sie intim geworden waren.

Törres machte eine ungeduldige Geberde.

„Nein, ich meine nicht Bücher. Aber Du sollst Zeitungen und Aehnliches lesen; da könntest Du lernen, wie wenig die Gebildeten selbst auf Bildung geben.“

Nun erhielt Törres die Zeitungen der Hauptstadt und vom Prediger Opstad christliche Zeitschriften; und als er sich nach und nach daran gewöhnt hatte, sie zu lesen, sah er ein, daß der Geistliche Recht hatte. Ueberall stand der Kampf gegen das, was er früher immer für die Kunst selbst gehalten hatte.

Wie dumm war er mit dieser Demuth gewesen! Es war ja meistens Tändelei und Herumratherei, was die Leute sich zu wissen einbildeten; all die großen Worte von „selbst denken“ und „frei denken“ waren Dummbug; die ewige Wahrheit lag in dem Kinder glauben selbst, und aller Welt Weisheit kam nicht auf gegen den kleinen Katechismus, und den kannte er — hahaha! — er mußte über sich selbst lachen.

Da war er herumgegangen und hatte zu Gustav Krüger, Oberlehrer Hammer und den Anderen aufgesehen, die all das gelesen hatten, was in den Büchern stand, und nun waren sie nichts anderes als Freidenker, die in die Hölle gehörten und eigentlich nicht frei in der Gesellschaft herumlaufen durften.

Und die Geistlichen, welche er bisher als eine Anzahl unbegreiflicher Wichtelmänner betrachtet hatte, deren Macht Niemand entgehen konnte, die wurden jetzt Gewerbetreibende wie er selbst; sie predigten und priesen an, sie warnten vor den gefährlichen fremden Waaren und hielten ihre Opfer mit Versprechungen und Drohungen um sich. Törres fand es vernünftig, daß es eine Hölle gab; aber er sah klar ein, daß, wenn man erst einmal den Leuten allgemein erlauben würde, daran zu zweifeln, ob es eine gäbe — daß es dann erst wirklich zur Hölle gehen würde — mit dem großen, schönen Geschäfte, daß die Geistlichen betrieben.

Bei seiner Freundschaft mit Prediger Opstad fühlte er schon das gemeinsame Interesse, wie ein Berufsweig den anderen hält.

Von dieser Zeit an erhielt das Leben für Törres Wall das Aussehen, welches er selbst bei ruhiger Ueberlegung als das sichere und zuverlässige empfand, nach welchem man sich richten konnte, ohne von Leitern herabzufallen oder vor Klüften zu stuzen. Er machte nunmehr seine Zukunftspläne, ohne mit etwas Anderem zu rechnen, als mit seinem Gelde und seinem eigenen Willen.

Inzwischen besorgte er mit unverdrossenem Eifer Frau Knudsen's Geschäft und gewann beständig mehr

Einfluß auf sie, während er im Stillen seine weiteren Pläne vorbereitete und sich in der öffentlichen Meinung zu einem von Denen aufschwang, die eine große Zukunft hätten.

Die Konkurrenz zwischen den beiden Nachbargeschäften wurde immer schärfer, wenn auch noch immer in freundschaftlichen Formen. Törres besuchte sogar Jessen, und ihn ein, als ob nichts im Wege wäre, und eines Abends trafen sich sogar Herr Jessen und Fräulein Thorsen auf einer kleinen Abendgesellschaft bei Törres Wall. Er hatte jetzt solche Behendigkeit und Macht in seinem Wesen, daß keiner Zeit zum Stutzen bekam; ehe die Beiden es noch recht merkten, hatte der Wirth sie lachend am Tische nebeneinander plazirt.

Sie hatte längst jede Hoffnung verloren, daß Törres zu ihr zurückkehren würde; aber doch fühlte sie, daß sie in seiner Macht wäre. Aber als es ihr aufging, daß es sein Wille war, sie zu Herrn Jessen zurückzuführen, schien ihr das unmöglich; sie wollte ihm das sagen — am nächsten Tage.

Aber am Tage darauf und alle Tage nahm Fräulein Thorsen vergebens ihren Muth zusammen; er durchschaute sie, wich aus und schob sie immer vorwärts dorthin, wo er sie haben wollte. Es war eine schreckliche Zeit für sie, als Herr Jessen unsicher und fieberhaft die alten Annäherungsversuche begann; — er mußte es ja wissen! — natürlich! Sie hatten sich ja nicht einmal Mühe gegeben, es zu verbergen. Und jetzt kam Herr Jessen, der Alles wußte, und Törres half noch dabei! Wieder war sie hilflos zwischen diesen beiden Mannsleuten — ja, es war schlimmer als je. (Fortsetzung folgt.)

## Vom Schnapstempel und was damit zusammenhängt.

Von Albert Südekum.

(Schluß.)

Für die Arbeiter hat das Wirthshaus, die Kneipe, eine ganz andere Bedeutung, die durch Kaffeehäuser und Volkstlichen in keiner Weise zu ersetzen ist. Für sie besteht die unabweisbare Nothwendigkeit, wenn anders sie ihre elende Lage überhaupt verbessern wollen, sich mit ihren Klassen genossen, das ist so viel wie Leidensgefährten, zu gemeinsamen Handeln zusammen zu thun. Politische und gewerkschaftliche Organisation, das ist das Mittel, mit dem die Welt umgestaltet werden soll und wird. Wie aber soll sich der Arbeiter zum Arbeiter finden? In der Fabrik verhindert die strenge Aufsicht, die Pflicht ununterbrochener Thätigkeit die nothwendige Diskussion; die enge Häuslichkeit verbietet das Zusammenströmen der Menschen von selbst. Wohin also? In's Wirthshaus. Kommt nun noch dazu ein System polizeilicher Unterdrückung, wie es die Staatsweisen von gestern und heute aufzurichten für ihrer Regierungskunst höchsten Triumph hielten und noch halten, dann erhöht sich dementsprechend die Bedeutung des Versammlungslokales. Nicht nur in den Sälen großer Etablissements, sondern auch in den kleinen Hinterzimmern unscheinbarer Schenken ist viele ernste Politik getrieben worden! Hätten wir die Freiheit der Gasse und des Marktes wie die Alten, so wäre auch bei uns Manches anders. Aber Freiheit! Wo ist sie denn bei uns? Wohin wir nur blicken — Bevormundung und Knechtung mit allen ihren Folgen. Gerade auf diesen wichtigen und nur allzuleicht übersehenen Punkt in der Erörterung der Alkoholfrage hat unser Parteigenosse Karl Kautsky mit allem Nachdruck hingewiesen. Ein paar Sätze aus dem, was er darüber schrieb, sollen auch hier wiedergegeben werden. „Der Proletarier“, so sagt er („Neue Zeit“ 1891, Bd. 2, Seite 107), „der in England auf das Wirthshaus verzichtet, verzichtet bloß auf den Alkohol. Seine geselligen und politischen Bedürfnisse hat er anderswo besser und befriedigender Gelegenheit. An jedem öffentlichen Platz darf, wenn nicht der Verkehr dadurch behindert wird, eine Versammlung ohne Weiteres abgehalten

werden. Dort tauscht das Volk seine Gedanken aus, dort schult es sich zur politischen Thätigkeit. Für den besser situierten Theil des Proletariats kommen daneben noch in Betracht die zahlreichen und rasch sich vermehrenden Arbeiterklubs. In seinem Klub ist der Arbeiter völlig frei, da ist er Herr des Hauses, da hat ihm Niemand etwas dreinzureden, auch nicht die Polizei, so lange er sich keine Ungeheuerlichkeiten zu Schulden kommen läßt. Dort kann der Arbeiter mit seinen Genossen zusammenkommen und sich besprechen, ohne irgend etwas zu sich nehmen zu müssen. Er verliert also, wenn er ein Abstinenzler (d. h. ein Enthaltamer, Einer, der keine alkoholischen Getränke trinkt) ist, dadurch nicht das Mindeste in seiner Bewegungsfreiheit. Anders bei uns. Wie es mit der Vereins- und Versammlungsfreiheit bei uns bestellt ist, brauchen wir unseren Lesern nicht erst auseinanderzusetzen. Jedermann weiß auch, wie leicht es ist, auch die dürftigen Rechte zu konfiszieren, die der deutsche Proletarier diesbezüglich besitzt. Das einzige Volkwerk der politischen Freiheit des Proletariats, das ihm so leicht nicht konfiszirt werden kann, ist — das Wirthshaus!

Wer unseren Auseinandersetzungen bis hierher geduldig gefolgt ist, der wird uns wohl schwerlich im Verdachte haben, daß wir nunmehr endlich mit Panzen und Drommeln eine schmetternde Anklage gegen den Schnapsteufel in die Welt schleudern und mit schwersten Strafen Demjenigen drohen, der immer noch nicht den Eid des Abstinenzlers ablegen will. Aber wenn wir uns auch frei halten von allen einseitigen und deshalb schon gänzlich wirkungslosen pathetischen Phrasen, die die Traktätschen der Mäßigkeitsfanatiker zu einer so widerwärtigen Lektüre machen, so würden wir doch auch wiederum uns eines argen Versehens schuldig machen, wenn wir nicht die bedenklichen Seiten des Alkoholgenusses sowohl für den Einzelmenschen als auch für die Gesellschaft untersuchen wollten. Einiges davon haben wir ja oben schon im Vorbeigehen gestreift.

Wenn man von den schädlichen Folgen des Alkoholgenusses reden will — unter welchen Umständen er erst besonders schädlich wirkt, das werden wir gleich sehen —, dann kann man wohl die Antwort hören: „Ach was! Ich habe einen Mann gekannt, der hatte jeden Tag einen Rausch und ist doch achtzig Jahre alt geworden.“ Mit solchen Einwendungen braucht man sich natürlich nicht ernsthaft abzugeben; es ist gerade so, wie wenn manche Kapitalisten ihr liebreiches Herz in dem Ausspruche offenbaren: „Alle Arbeiter sind Diebe! Ich habe einen gehabt, der hat mich bestohlen.“ Eine solche Art der Diskussion führt niemals zu einem brauchbaren Ergebnis. In solchen Sachen muß man eben die eigenen Erfahrungen ergänzen durch die Beobachtungen der Fachleute, die ein möglichst großes Gebiet umspannen sollen. Was zeigt sie uns nun in unserer Frage? Dieses: es lassen sich eine bestimmte Anzahl von üblen Folgen für den Einzelmenschen und für die Gesellschaft anführen, die in direktem Zusammenhange mit einer gewissen Art des Alkoholgenusses stehen. Wir müssen nämlich nochmals zurückgreifen auf das, was wir schon oben sagten: trinken und trunken ist ein Unterschied! Die Wirkungen kleiner Alkoholmengen und die der auf einmal oder in kurzen Absätzen genossenen großen Quantitäten haben miteinander gemeinsam, daß sie vom menschlichen Organismus ohne dauernde Schädigungen überwunden werden. „Bleibende Schädigungen des Körpergewebes und dauernde Beeinträchtigungen seiner Funktionen stellen sich in der Regel nur dann ein, wenn der Genuß beträchtlicher Gaben häufig wiederholt wird. Die Regelmäßigkeit oder Häufigkeit des Genußes ist das eigentlich schädigende Moment, hinter dem die Höhe der jedesmal eingeführten Menge alkoholischer Getränke an Bedeutung zurücktritt.“ (Grotzahn.) Wer dauernd größere Mengen konsumiert, der kann sich nicht wundern, wenn schließlich sein Körper zu einer wahnwitzigen Ausstellung der verschiedensten Erkrankungen wird. Das Herz, die Leber, die Nieren, der Magen und der Darm sind nicht so unempfindlich gegen die Einwirkungen des Weingeistes, wie etwa die Schnapskassie, aus der man hundert Jahre und noch länger

trinken könnte, wenn sie nicht schon längst vorher in der Regel den Dienst quittirt, damit der Glashändler nicht bankrott wird. Wer hat nicht schon von dem Fetthertz der bierzechenden Männer gehört, das man in der Medizin geradezu das „Fetthertz“ nennt? Wer weiß nicht, daß die vornehmen Herrschaften nach Karlsbad oder einem anderen solchen Orte wandern, um die Folgen eifrigen und nachhaltigen Sekttrinkens am Magen wieder zu kuriren? Oder meint man, die Geschichte von der Säufernase, der Tatterich und dergleichen, wären lediglich boshafte Nachreden? Nein, es ist ganz unzweifelhaft, daß der andauernde starke Alkoholgenuß ganz charakteristische Veränderungen im Körper hervorruft, die man als Krankheiten bezeichnet. Was aber am bedenklichsten ist, daß ist die durch ihn bewirkte Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen krankmachende Einflüsse der Außenwelt. Die „Konstitution“ des Menschen wird untergraben, wenn er ein Zecher ist; was am Mäßigen oder Enthaltamen wirkungslos vorübergeht, das wirkt den Trinker auf das Schmerzenslager, und was dem Ersteren vielleicht eine leichte Erkrankung kostet, das kann den Zweiten schon unter die Erde bringen.

Nun kann ja Einer mit einem Schein von Recht vielleicht einwenden: „Das ist mir höchst gleichgültig, ob ich krank werde, und Anderen kann's erst recht egal sein. Mein Körper ist mein Körper, und damit mache ich, was ich will. Wenn ich krank werde, so ist das ebenfalls meine Sache und geht gar Niemanden etwas an!“ So dürfte mit Recht nur Einer sprechen, der, wie Robinson, allein auf einer Insel haust; wer aber in einer geordneten menschlichen Gesellschaft lebt, der gehört in der That nicht sich selbst allein an, sondern auf den haben auch die anderen Gesellschaftsmitglieder ein Anrecht; es kann ihnen garnicht gleichgültig sein, ob und wie viele ihrer Volksgenossen krank, daher gehindert sind, an der gemeinsamen Arbeit ihr gebührend Theil zu schaffen. Und das wird sofort ganz deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Folgen des Alkoholismus offensichtlich auch auf das soziale Gebiet hinüberspielen. Indem wir die auf der Grenze zwischen dem individuellen und dem gesellschaftlichen Gebiete stehenden geistigen Erkrankungen, deren Zusammenhang mit überreichlichem Schnapskonsum zum Theil nachweisbar ist, bei Seite lassen, wollen wir hier nur dessen Einfluß auf das Verbrechenthum kurz berühren. Schon Derjenige, der zu allererst eine bedeutende Arbeit verfaßt hat, die ganz ausschließlich dem Studium der physischen, moralischen und intellektuellen Natur des Verbrechers gewidmet ist, der französische Gefängnißarzt Lanvergne (sprich: lohvernje) wies auf den Zusammenhang hin (1841), und Morel, der nur wenig später schrieb (1857), stellt unter den Ursachen des Verbrechens den Alkoholismus mit seiner schädigenden Einwirkung auf die Nachkommen der Trinker obenan. Der deutsche Gefängnißdirektor Sichert hat bei 4000 von ihm beobachteten Sträflingen Nachforschungen nach ihren Eltern angestellt und dabei gefunden, daß Geistesstörung, Epilepsie, Selbstmord und Alkoholismus der Vorfahren sich fanden bei 36,8 pZt. der Brandstifter, 32,2 pZt. der Diebe, 28,7 pZt. der Geschlechtsverbrecher und 23,6 pZt. der Betrüger. Havelock Ellis sagt in seinem Buche: „Verbrecher und Verbrechen“ (Seite 106): „Es besteht heute kein Zweifel mehr daran, daß sowohl chronischer Alkoholismus als ein vorübergehender Rauschzustand zur Zeit der Zeugung tiefgehende Veränderungen in Gehirn und Nervensystem der Eltern sowohl als des Kindes hervorruft. Einige der typischen Fälle von instinktiver Kriminalität (angeborenen Verbrechenthums) sind einzig und allein dem Alkoholismus eines der Eltern zuzuschreiben.“ Sorgfältige statistische Mittheilungen über die 4000 Sträflinge, die im Laufe der Zeit in Elmira (Zuchthaus von New-York) sich aufgehalten haben, ergaben, daß sich bei 37,7 pZt., ja wahrscheinlich sogar noch bei weiteren 10 pZt., Trunksucht der Eltern zweifellos nachweisen läßt.

Man mag die Bedeutung und Beweiskraft solcher Zahlen so hoch oder so niedrig einschätzen, wie man will, jedenfalls steht doch dieses fest: Die menschlichen Handlungen, ehrliche und unehrliche, soziale

und antisoziale, sind immer das Produkt der physisch-psychischen Organisation und der den Menschen umgebenden natürlichen und sozialen Atmosphäre; und weiter: Ein Verbrechen muß entweder als der Akt des individuellen freien Willens oder als natürliche Wirkung natürlicher Ursachen betrachtet werden. Die erste dieser Erklärungen ist ganz unwissenschaftlich; wissenschaftlich kann jede menschliche Handlung nur erklärt werden als das Ergebnis einer bestimmten organischen Anlage, die in einem bestimmten physischen und sozialen Milieu wirkt. Wenn dem aber so ist, — und wer will es in unseren Reihen bestreiten? — dann wäre es ja wirklich außerordentlich sonderbar, wenn sich kein Zusammenhang zwischen chronischem Alkoholismus und Verbrechen nachweisen ließe. Selbst wenn der Beweis statistisch noch nicht erbracht wäre, dürfte man aus logischen Gründen den Zusammenhang als bestehend erklären.

Daraus aber ergibt sich mit durchaus zwingender Gewalt, daß der Alkoholismus im hohen Grade eine soziale Angelegenheit ist. Aber er ist noch mehr, er ist eine wichtige proletarische Angelegenheit. Wir haben ja schon gesehen, daß der aus ganz bestimmten Ursachen entstandene Verzehr von alkoholischen Getränken bei der Arbeit und in den Arbeitspausen zu einem Raubbau mit den Kräften der Arbeiter führt, und daß er ferner die thatsächlich bei den Proletariern bestehende dauernde Unterernährung verschleiern hilft. Nehmen wir nun noch hinzu seine soeben aufgedeckten Zusammenhänge mit dem Verbrechenthum, die doch selbstverständlich für die Proletarier in erster Linie verhängnisvoll werden, so würde unsere Behauptung bereits unwiderleglich sein, auch wenn wir nicht noch das Folgende anführen könnten. „So sehr wir,“ sagt Grotzahn, „betonen müssen, daß der Alkoholismus in Häufigkeit und Erscheinungsform aus sozialen Zuständen resultirt, so ist auch nicht zu leugnen, daß er seinerseits diese selbst wieder beeinflusst. Das gilt nicht etwa in dem Sinne, daß die soziale Lage einer Bevölkerungsklasse durch übermäßigen Aufwand für Spirituosen direkt schlechter würde; denn so wenig zu bestreiten ist, daß der Alkoholismus für das einzelne Individuum häufig die Ursache des wirtschaftlichen Zusammenbruchs ist, so ist doch bisher nicht der Beweis erbracht worden, daß für eine ganze Gruppe auf gleicher wirtschaftlicher Stufe stehender Individuen der unter ihnen verbreitete Alkoholismus mehr die Ursache, als vielmehr ein Symptom wirtschaftlichen Niedergangs gewesen ist. Vielmehr wirkt der vermehrte Alkoholkonsum der Arbeiter in anderer Weise auf die wirtschaftliche Stellung ein: der Proletarier besitzt in den Spirituosen ein wohlfeiles und leicht zugängliches Mittel, den Druck der sozialen Misere sich weniger fühlbar zu machen, die Ausbeutungsmöglichkeit zu steigern und außerdem noch leichter, als dieses schon ohnehin der Fall ist, dem Indifferentismus gegenüber den Bestrebungen, die zur Hebung seiner Klasse dienen, zu verfallen.“ Indifferentismus, Unverstand der Massen, wie unser altes Kampflied diesen Ausdruck verdeutschte, — wer kennt ihn nicht als den größten Feind der ganzen Arbeiterbewegung? Müßten wir nicht täglich und stündlich alle unsere Kräfte in der politischen und gewerkschaftlichen Thätigkeit anspannen, um den Indifferentismus, die Gleichgültigkeit, den trägen Sklavensinn zu bekämpfen?

Welche Summe von schädigenden Einflüssen des übermäßigen Alkoholgenusses haben wir schon in diesem kurzen Ueberblick zusammengefaßt! Nicht nur, daß er bestimmte Krankheiten des Körpers und des Geistes erzeugt, nicht nur daß er, was bedenklicher ist, die Kraft der Konstitution bricht, nicht nur daß er das Glend verhilft und unzweifelhaft im Zusammenhange mit dem Verbrechenthum steht, nein, er trägt auch sein Theil Schuld an der furchtbaren, dem Einzelnen und dem Ganzen schädlichen sozialen Trägheit, an dem Indifferentismus.

Nun soll wohl doch endlich der große Fluch folgen, denkt vielleicht mancher Leser. Das Loblied des Wassers wollen wir aber auch hier nicht anstimmen. Schon aus dem einen durchschlagenden Grunde, weil wir uns davon denn doch zu wenig Erfolg versprechen. Wo die Thatfachen reden, braucht überdies kein Mund die Wahrheit noch einmal nach-

zustammeln. Man hat wohl der Sozialdemokratie den Vorwurf gemacht, sie sehe der Alkoholfrage zu gleichgültig gegenüber; man hat z. B. auf Belgien hingewiesen, wo unsere Genossen, an ihrer Spitze der geistvolle, geschickte und redegewandte Vandervelde, eine starke Mäßigkeitsbewegung in's Leben gerufen haben; aber in Wirklichkeit ist es doch so, daß die deutsche Sozialdemokratie, auch wenn sie nicht viel Aufhebens davon macht, in Wirklichkeit dem Alkoholisismus beständig den Boden abgräbt. Die bewundernswürdige geistige, moralische und materielle Hebung unseres Proletariats, die sie durchgesetzt hat, ist die beste Anti-Alkoholbewegung, die sich überhaupt nur denken läßt. Wir können uns auch da wieder auf die ruhigen und klaren Worte Grotjahn's berufen, der ausführte: „Wie mannigfaltig auch die Ursachen des mißbräuchlichen Genußes alkoholischer Getränke in den einzelnen Ländern sind und wie verschiedenartige Mittel dementsprechend auch zur Bekämpfung dieses Mißbrauches angewendet werden müssen, eines giebt sich mit plastischer Deutlichkeit zu erkennen: Das ursächliche Moment, hinter dem alle übrigen an Bedeutung zurücktreten, ist der direkte und indirekte Einfluß der sozialen Verhältnisse, ihre Besserung ist das wirksamste Mittel im Kampfe gegen den Alkoholisismus. Ist der Nährboden der sozialen Misere dem Spirituosenmißbrauche entzogen, so wird auch die individuelle Erziehung durch das belehrende Wort eine größere Wirkung als bisher ausüben und der Alkoholgenuß seine Vorzüge entfalten können, ohne in Mißbrauch überzugehen.“ Das ist auch unsere Meinung von der Sache.

Wie steht es nun aber eigentlich mit der Frage, von deren Erörterung wir ausgegangen? Wir sagten, der Philister behaupte in der Regel fest, das Glend der Massen verschulde der Schnapsteufel, Andere dagegen setzten dem entgegen, das Glend schaffe den Schnapsteufel. Wer hat nun eigentlich recht? Können wir darauf eine klare, eindeutige Antwort geben? Wer das Vorausgehende aufmerksam gelesen hat, der wird uns wohl zustimmen, wenn wir sagen: Ja. Und die Antwort lautet so: Es liegt in Beidem ein Theil der Wahrheit, aber in dem Sage des Philisters liegt entschieden der kleinere Theil. Die Grundursache, der der Alkoholteufel seine Existenz verdankt, ist zweifellos das Glend; aber der erwünschte Keel hat so eine Art Dankbarkeit in sich, oder mag man es Selbsterhaltungstrieb nennen: Sturzum, er trägt das Seine dazu bei, das Glend zu verewigen. Darum gehört er aber zu unseren Feinden, dieser Herr Schnapsteufel. Und ich denke, wir werden auch mit ihm fertig werden. Man sagt ja nicht mit Unrecht: Die Sozialdemokraten fürchten sich vor dem Teufel nicht! —

## Wirbelstürme und Wetterfäulen.

von Th. Overbeck.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß in früheren Weltperioden, vor vielen Millionen von Jahren, zerstörende Naturereignisse im Allgemeinen weit häufigere Erscheinungen waren als gegenwärtig. Es zeigt sich aber ein völlig anderes Bild, wenn man die verwüstenden Erscheinungen nach ihrer Art getrennt betrachtet. Während die jetzt relativ doch seltenen furchtbaren plutonischen und vulkanischen Erschütterungen, gewaltige Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Erhebungen und Versinken von Gebirgen und größeren Gebieten in den ältesten Zeiten unzweifelhaft äußerst häufig waren, spielten die, zur Jetztzeit oft so entsetzliche Verwüstungen hervorrufenden, Wirbel- und Strombewegungen der Lufthülle unseres Planeten, die Orkane, in der Vergangenheit, mit Ausnahme der allerältesten Zeiten, nur eine untergeordnete Rolle.

Während des ältesten, solaren, d. h. des Sonnenstadiums der Erde, als letztere noch eine strahlend leuchtende Kugel in höchster Gluth befindlicher geschmolzener Massen darstellte, deren Oberfläche einen wogenden Feuerozean bildete, war die Erdatmosphäre

allerdings infolge des permanenten Austausch der glühenden unteren und kühleren oberen Schichten und gewaltigen Ausbrüchen glühenden Wasserstoffgases der Schauplatz furchtbarster Gluthwirbel, die jedoch im Wesentlichen einen Austausch in vertikaler Richtung d. h. von unten nach oben und umgekehrt vermittelten.

Als jedoch die Oberfläche des Erdballs sich mit einer die innere Erdgluth und den eisigen Weltraum trennenden Erstarrungsrinde bedeckte, trat unzweifelhaft eine allgemeine Beruhigung der Atmosphäre ein. Stürme fehlten wahrscheinlich gänzlich oder waren doch nur von geringer Stärke. Die Grundursachen aller Stürme sind nämlich lediglich Temperaturunterschiede und dadurch bedingte Dichtigkeits- und Schweredifferenzen innerhalb unserer Lufthülle. Diese fehlten aber ehemals während langer Zeiträume entweder ganz oder waren doch nur sehr gering, auf der ganzen Erde herrschte ein gleichmäßig heißes Klima, daher fehlten natürlich auch stürmische Ausgleiche.

Erst als zur Tertiärzeit klimatische Unterschiede auf der Erde sich fühlbar machten, besonders als die Erhaltung der Polarregionen derartige Fortschritte gemacht, daß ewige Eis- und Schneekappen die Pole umlagerten, trat eine neue Sturmperiode ein. Während jedoch die Gluthwirbel der Urzeit im Wesentlichen, wie bereits erwähnt, einen Ausgleich von oben und unten darstellten, findet in der späteren, zweiten Sturmperiode der Ausgleich vorzugsweise in horizontaler Richtung zwischen Aequator und Polen, den heißen und kalten Zonen statt.

Da nun aber die Eis- und Schneekappen der Polargebiete infolge der zunehmenden Erhaltung des Erdballs langsam vorschreiten, wie die offen zu Tage liegende Verschlechterung des Klimas von Grünland und Island deutlich beweist, die zur Zeit nur noch lediglich von der Sonne abhängende Temperatur der Tropen, der Gebiete zwischen den Wendekreisen, aber nahezu oder vielleicht bis auf Weiteres ganz unverändert bleibt, so rücken sich die Extreme von Tag zu Tag näher, das unausbleibliche Resultat ist eine fortwährende, langsame Steigerung der atmosphärischen Störungen.

Mit anderen Worten ausgedrückt heißt das: die Orkane werden von Jahr zu Jahr langsam an Gewalt und Zahl zunehmen, wir gehen einer täglich sich steigenden Schnelligkeit derselben entgegen, mag diese Zunahme auch nur äußerst unmerklich vor sich gehen und vielleicht erst in Jahrhunderten oder Jahrtausenden deutlich fühlbar werden. Erst wenn infolge der Erhaltung alle Wärme von der Erde verschwunden sein wird, werden auch die Stürme wieder verschwinden.

So ganz sicher ist nun eine kaum fühlbare Zunahme allerdings nicht, denn gerade die letzten Jahrzehnte zeigen eine recht auffallende Häufung von schweren Stürmen, in erster Linie der furchtbaren Tornados in Nordamerika. Doch auch in Europa zeigten sich in den letzten Jahren derartige, früher sehr seltene Erscheinungen in recht auffälliger Anzahl. Die relative Seltenheit der Tornados oder Wetterfäulen in Europa ist unzweifelhaft auf die gewaltige Gebirgsmauer zurückzuführen, welche von den Pyrenäen an, in östlicher Richtung fast lückenlos bis in's ferne Ostasien sich erstreckt und eine direkte Berührung der heißen südlichen und kalten nördlichen Lüfte äußerst erschwert.

In Nordamerika fehlt eine derartige ostwestliche Gebirgswand, dafür ist eine Nord-Südfette im Westen vorhanden, ungehindert können sich die Extreme berühren, die heißen Lüfte des Südens stauen sich direkt an den Felsengebirgen, wodurch sie östlich abgelenkt werden; das Resultat sind die furchtbaren, zahlreichen Tornados der Vereinigten Staaten.

Die Ursache aller derartigen Wirbelbewegungen der Luft ist nun ursprünglich der Druck senkrecht oder nahezu senkrecht auf einander stoßender Luftströme. Scheinbar, was sogar meistens der Fall ist, kann daher vorher absolute Windstille sein, in den Luftmassen herrscht aber dennoch eine gewaltige Spannung, die oft eine Kleinigkeit auslösen kann.

Oft genügt in solchen Fällen ein kleines, durch irgend einen unwesentlichen Zufall hervorgerufenes Luftdruckminimum. Die gespannte Luft bewegt sich

sofort dorthin, die gestauten Massen kommen in Bewegung, gleiten an einander hin, und die bald sich ungeheuer verstärkende Wirbelbewegung ist ausgelöst. Nun tritt ein zweiter wesentlicher Faktor in Thätigkeit. Innerhalb des Luftwirbels bildet sich nämlich naturgemäß ein nahezu luftleerer Raum, in den aus den höheren Regionen der Atmosphäre eiskalte, stark verdünnte Luft herabsinkt. Diese wird ununterbrochen von dem Wirbel wieder fortgesogen, aber stets durch Nachschub ergänzt; das Resultat sind gewaltige Wasserdampfcondensationen, tief dunkle Wolken, die oft schwarze Nacht verbreiten, Wolkenbrüche und elektrische Erscheinungen von außerordentlicher Stärke.

Bei den größeren Wirbeln, den vorzugsweise in heißen Gegenden auftretenden Zyklonen und auch den Tornados der gemäßigten Zonen, welche über größere Strecken eilen, spielt nun noch der Erdschwung eine Rolle, da diese Stürme stets aus Gegenden mit schneller Rotationsbewegung in solche mit langsamer übertreten. Daraus ergibt sich erstens bei Wirbelstürmen der nördlichen Erdhalbkugel eine Drehungsrichtung der Luft des Wirbels von rechts nach links, also entgegengesetzt der Richtung, in welcher die Zeiger einer Uhr rotiren, auf der südlichen Hemisphäre ist es gerade umgekehrt; dann aber auch findet die Ortsveränderung des gesammten Sturmes auf der nördlichen Erdhälfte anfänglich in westlicher, dann nördlicher, schließlich nordöstlicher Richtung, auf der südlichen in westlicher, südlicher und endlich südöstlicher Richtung statt, die Tornados der Nordhemisphäre laufen meistens von Südwest nach Nordost, die der südlichen Halbkugel von Nordwest nach Südost.

Die kleinen Luftwirbel, welche mit dem Namen Wetterfäulen oder Tromben, die über dem Lande sich als sogenannte Windhosen, über dem Meere, über Seen und Flüssen als Wasserhosen sich entwickeln, zeigen meistens derartige Regelmäßigkeiten hinsichtlich der Drehungsrichtung und Fortbewegung nicht, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß sie unwesentlicheren, örtlichen Zufälligkeiten ihre Entstehung verdanken.

Die großen Zyklone Westindiens entstehen dadurch, daß äquatoriale Luftströmungen in vom Pole herkommende einbrechen, was dadurch bedingt wird, daß die über dem asiatischen und afrikanischen Kontinente aufgestiegene heiße Luft infolge der Erdrotation nach Westen abschließt, mit anderen Worten gesagt, der schnell rotirenden Oberfläche nicht mit gleicher Geschwindigkeit zu folgen vermag. Dadurch versperrt sie aber dem oberen Passat seinen Rückweg nach den Wendekreisen und zwingt diesen, nach unten auszuweichen, woraus dann die Wirbelstürme als Ausgleichsprozess hervorgehen.

Während nun in dem horizontal über der Erde rotirenden Lufttrübe die Geschwindigkeit des Sturmes eine ungeheure ist, herrscht im Zentrum desselben völlige Windstille bei außerordentlich niedrigem Luftdruck. Hieraus resultirt die merkwürdige Erscheinung, daß an den Orten, die in der Bahnrichtung des Sturmes liegen, also in der Richtung, in welcher der Wirbel über der Erde weiter wandert, scheinbar zwei, durch die Windstille des Zentrums getrennte Orkane auftreten, die aber in entgegengesetzter Richtung wüthen.

Wahrhaft entsetzlich ist nun die Gewalt dieser Luftwirbel, am schrecklichsten sind aber die Wirkungen der vorzugsweise nordamerikanischen Tornados, das betroffene Gebiet ist bei diesen jedoch glücklicherweise meistens relativ gering, während die eigentlichen Zyklone über große Gebiete dahinstrauen. Ueber die Gewalt dieser Stürme wird vielfach geradezu Unglaubliches berichtet, auch zeigen dieselben oft räthselhafte Begleiterscheinungen, die noch der Erforschung harren.

Am 2. August 1837 wurden von einem Zyklon auf Antigua Häuser geradezu umgedreht, das Innere nach oben gelehrt. Bei dem Hurrikan (englischer Name der Zyklone) von Guadeloupe (25. Juli 1825) durchschlug ein dünnes Brett von 1 Meter Länge einen 45 Zentimeter im Durchmesser haltenden Palmenstamm. Auf Mauritius ward im Jahre 1818 ein auf einem 400 Meter hohen Berge stehendes Haus



Villa am Meer.

Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin in der Gallerie Schaf zu München.

nebst allen Bewohnern fortgeweht und in das eine Meile weit entfernte Meer geschleudert.

Bei derartigen Stürmen steigt an den Küsten das Meer in kürzester Frist oft zu gewaltiger Höhe. So wurden bei einem Orkan auf den Fidji-Inseln im Jahre 1874 große Theile der Küstenregion so unerwartet hoch überfluthet, daß es vielen Eingeborenen unmöglich war, die ganz nahen, kaum einen Kilometer entfernten, sicheren Höhen zu erreichen.

Am 1. November 1867 wurden an der Mündung des Brahmaputra in Indien verschiedene große flache Inseln in einer Stunde 25 Fuß hoch vom Meere überfluthet, wobei sämtliche Bewohner der Inseln um's Leben kamen. Bei dem gewaltigen Zyklon zu Kalkutta (5. Oktober 1864) ertranken auf den ebenfalls überflutheten Inseln des Gangesdeltas 48 000 Menschen.

Groß sind natürlich bei solchen Stürmen auch die Verluste an Schiffen und Menschen auf der See und selbst in den Häfen. So wurden zu Porto Rico im Jahre 1837 33 Schiffe zerstört. Die Engländer verloren im vorigen Jahrhundert (1782) durch einen Zyklon, der weit in die gemäßigten Zone vordrang, eine ganze Flottille, drei große Kriegsschiffe und eine Anzahl erbeuteter französischer Schiffe, bei welcher Gelegenheit die gesammte Besatzung, über 3000 Seeleute, umkamen. Eine Beschreibung eines solchen Zyklons besitzen wir von einem Oberstlieutenant Reid zu Bridgetown über den Barbadoes-Orkan vom 10. August 1831, die ein recht packendes Bild der großartigen und schrecklichen Erscheinung bietet. Wir geben die Erzählung hier auszugsweise wieder.

Am 10. August, Abends 7 Uhr, war der Himmel heiter und die Luft ruhig, etwas nach 9 Uhr aber setzte ein schwacher Wind aus Norden ein, der sich langsam verstärkte, jedoch von Windstille unterbrochen ward. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr sah man in Nordost und Nordwest ferne Blitze, nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und großartig und der Sturm brauste wüthend aus Norden und Nordosten, gegen 1 Uhr Nachts artete der Sturm zum wüthenden, brüllenden Orkan aus und sprang gleichzeitig von Nordost nach Nordwest. Die oberen Regionen der Atmosphäre waren jetzt von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet, aber diese oberen Blitze wurden an Glanz weit übertroffen von zahllosen Strahlen elektrischen Feuers, die in tieferen Lagen nach allen Richtungen schossen.

Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orkans so gewaltig, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Um diese Zeit suchte der Oberstlieutenant Nidle, Befehlshaber des auf Barbadoes stehenden Regiments, Schutz unter einem Fensterbogen des unteren Stockwerks seines Hauses nach der StraÙe hinaus; er hörte wegen des Sturmes nicht das Einstürzen des Daches und oberen Stockwerkes.

Um 3 Uhr nahm der Wind ab und erstarrte schließlich ganz. Windstille herrschte, auf wenige Minuten erloschen auch die Blitze und die tiefe Dunkelheit, welche nun plötzlich die Stadt einhüllte, machte einen graufigen Eindruck. Das Zentrum des Zyklons lag über der Insel. Jetzt aber fielen feurige Meteore vom Himmel, darunter ein dunkelrother Kugelblitz, der allmählig blendend weiß ward und auf einem Plage der Stadt aufschlug und erlöschte. Die dunkeln Wolken hingen so tief, daß sie fast die Häuser berührten, die Dunstmasse sendete Flammen niederwärts, die schnell wieder aufwärts von der Erde zurückschlugen. Gleich darauf brach der Orkan mit größerer Wuth urplötzlich wieder los, dieses Mal aber von Westen, Tausende von Trümmern als Wurfgeschosse vor sich her treibend. Die festesten Gebäude erbebten in ihren Fundamenten und die Erde selbst erzitterte, schwache Erdstöße zeigten sich, als der Zerstörer über sie hinwegschritt. Der Donner war nicht mehr zu hören, denn das gräßliche Geseul des Windes, das Brausen des Ozeans, dessen mächtige Wellen die ganze weite Küste in haushohe Schaummassen hüllten, das Gerassel der Ziegel, das Einstürzen der Dächer und Mauern und die Vereinigung von tausend anderen Tönen bildeten ein Entsetzen erregendes Getöse. Nach 5 Uhr ließ der Sturm nach, und da hörte man

von allen Richtungen das Fallen der Ziegel und Bausteine, die der Sturm hoch in die Luft fortgeführt hatte. Jetzt nahm der Sturm mehr und mehr ab und änderte seine Richtung in Süd und Südost, um 9 Uhr war schönes Wetter.

Der Regen stürzte während des Orkans mit solcher Gewalt herab, daß er die Haut verlegte, und die elektrische Spannung war so groß, daß im Garten von Goddington-College aus einem Neger elektrische Funken hervorsprangen. Nach dem Sturme glich die Gegend einer Wüste, denn nirgends war eine Spur von Vegetation. Die zahlreichen Landstige in der Umgebung von Bridgetown, früher von Bäumen und dichtem Gebüsch beschattet, lagen nun frei und in Trümmern. Aus der Richtung der umgestürzten Kokospalmen war zu ersehen, daß die ersten durch einen Nordostwind, die größte Anzahl aber durch einen Nordwestwind entwurzelt worden waren.

Genau dasselbe Gebiet ward im vorigen Jahre, am 11. September, von einem gleichen Orkan heimgesucht, der auf Barbadoes 10 000 Häuser zerstörte und 50 000 Menschen obdachlos machte. Santa Lucia ward völlig verwüstet. Eine Niesenwelle überfluthete die kleine Insel Choisenl bei St. Lucia (nicht zu verwechseln mit der großen Insel gleichen Namens östlich von Neu-Guinea) und wusch deren Hauptstadt fast weg.

Werkwürdigerweise zeigten sich gleichzeitig, d. h. am 9. und 10. September, an welchen Tagen dieser Orkan im Ozean östlich von Barbadoes entstand, auf der nördlichen Hemisphäre großartige Nordlichterscheinungen und starke magnetische Störungen, welche u. A. stundenlang den telegraphischen Verkehr zwischen Scandinavien und Deutschland unmöglich machten. Höchstwahrscheinlich standen beide Erscheinungen in irgend einem Zusammenhange.

Auffällig sind die ersten Anzeichen eines entstehenden Zyklons. Diese erste Spur ist eine kleine tief schwarze Wolke am Himmel, die unter dem Namen „Ochsenauge“ allen Seefahrern der Tropen bekannte Erscheinung, welche in heftiger, wirbelnder Bewegung begriffen ist und, sich rapid vergrößernd, bald den ganzen Himmel überzieht.

Zuweilen gelangen die Zyklone Westindiens, dann allerdings bedeutend abgeschwächt, auch bis zu uns und bedingen dann eine auffällige, plötzliche Temperaturerhöhung. Als z. B. am Weihnachtsabend 1821 ein Zyklon nach Europa gelangte, stieg das Thermometer am Südbahange der Karischen Alpen plötzlich auf + 25° R., in Genf stieg es während der Nacht plötzlich um 5° R., ähnlich war es in Paris und Hamburg, aus welchen Orten darüber berichtet ward.

Wenn, wie aus diesen Schilderungen sich ergibt, die Gewalt derartiger Zyklone nun auch eine ungeheure ist, so wird sie aber dennoch erheblich übertroffen von jenen der vorzugsweise in Nordamerika wüthenden Tornados; glücklicherweise ist der Zerstörungskreis der letzteren erheblich kleiner als jener der westindischen Zyklone und der asiatischen Taifune, welche letzteren Stürme den westindischen Wirbeln ähneln. Erklärlich wird das, wenn man bedenkt, daß die fortschreitende Bewegung der Alles in Nacht hüllenden Tornadowolke bis 160 Kilometer in der Stunde beträgt und die Wirbelbewegung in dem auf der Erde schleifenden spitzen Trichterende (die Tornados haben stets die Gestalt eines Trichters von relativ kleinen Dimensionen, wogegen die Zyklone großen, auf der Erde rotirenden, horizontalen Scheiben gleichen) meistens zwischen 160 bis 230 Kilometer pro Stunde schwankt.

Der bekannteste Tornado der neueren Zeit ist unzweifelhaft derjenige, welcher am 27. Mai 1896 die Stadt St. Louis im Staate Missouri heimsuchte; durch höchst merkwürdige Begleitererscheinungen zeichnete sich aber der Wirbelsturm vom 18. April 1880 aus.

Dieser letztere Sturm kam am Abend des 18. April aus dem südwestlichen Theile von Greene County (Missouri) und zog in nordöstlicher Richtung durch das Quellengebiet des James River. Um sechs Uhr Abends langte er bei dem Städtchen Marshfield an, von vielen Einwohnern schon aus der Ferne bemerkt. Der Trichter erschien inwendig schwarz, außen aber heller, ausnahmsweise war der Sturm weder von

Donner und Blitz noch von Regen begleitet, obgleich es in naher Entfernung rings herum regnete und hagelte, der Durchmesser der eigentlichen Tornadowolke betrug kaum ein Viertel englische Meile. Desto größer war aber die Gewalt und desto granenvoller waren die Verwüstungen. Am 21. April begrub man in Marshfield 71 Getödtete und 25 lagen noch im Sterben, das Schicksal einer Reihe von Personen kannte man nicht, denn sie waren vom Sturm wie Spreu fortgeführt. Nach dem Sturme standen von Marshfield, einem Städtchen von 2000 Einwohnern, nur noch 12 Häuser und diese lagen außerhalb der Sturmbahn.

Das Merkwürdigste aber, wodurch sich dieser Orkan auszeichnete, worüber der Meteorologe Professor John H. Dice aus St. Louis, welcher an Ort und Stelle sofort Alles untersuchte, berichtete, ist, daß allenthalben dem Gange des Orkans entlang sich Spuren befinden, welche beweisen, daß ein mächtiger Wasserstrahl hinter der Trombe her floß. An einigen Stellen fanden sich nur schwache Zeichen eines solchen Wasserstrahles, an anderen Punkten aber war der Schutt über mehrere Fuß hohe Hemmnisse hinweggeführt. Dieser Wasserstrom floß mehrfach in größtem Maße bergaufwärts, Wurzeln und Grasbüschel zeigten durch ihre Lage vielfach, daß der Strom bergauf lief und daß die Gewässer, was höchst bedeutungsvoll ist, von allen Punkten der Windrose nach dem Punkte strömten, wo der Orkan zur Zeit rastete.

Ein unmittelbarer Beobachter aus St. Louis, der mit dem Leben davontam, weil er sich mit seiner Familie einige Meter von dem Punkte entfernt befand, an welchem die Wolke vorüberbrauste, sah, daß eine 15 Fuß hohe schwarze Wasserwoge hinter dem Berührungspunkte der Trombe sammt dem Erdboden daherrollte. In einem Augenblick rollte sie auch hoch über die betreffende Familie hinweg, erwies sich kalt und durchnäßte natürlich Alle bis auf die Haut.

Woher kam diese unerklärliche Woge? Vermuthlich bestand sie aus Kondensationswasser der Luft, erzeugt durch die innerhalb des Trichters herabsinkende eisige Luft der höheren Regionen, dem sich aus der Umgebung durch den Wirbel herangesogenes Wasser der Oberfläche zugesellte.

Abweichend von diesem Tornado von 1880 zeigte sich der Wirbelsturm von St. Louis am 27. Mai 1896. Ueber diesen wird berichtet, daß drei gesonderte Stürme aufeinander zu folgen schienen, der erste kam von Nordwest, der zweite von West, der dritte aus Südwesten, bei der Erreichung des Mississippi aber sich zu einem großen Wirbel zusammenschlossen. Um 4 Uhr Nachmittags häuften sich am westlichen Horizont Wolken mit gekrümmten gelben Rändern. Dann erhob sich ein leichter Wind, und plötzlich trat Finsterniß ein, diese ward immer tiefer, und als der Sturm über die Stadt hereinbrach, herrschte nahezu Nacht. Aus den tintenschwarzen Wolken schossen nun trichterförmige Bildungen erdabwärts. Einige dieser Gebilde erreichten den Erdboden nicht, sondern blieben hoch in der Luft, andere aber schleiften mit ihren unteren Enden über die Erde, sich dabei drehend und windend wie verwundete Ungeheuer. Blitze spielten um sie herum. Aus den Wolken kam jetzt ein schauerlich krachendes Geräusch, welches das Rollen des Donners weit an Stärke übertraf. Westlich der Stadt vereinigten sich dann die Trichterwolken und brausien über dieselbe hinweg, Alles, was ihnen im Wege stand, über den Haufen weisend. Dreißig Minuten nach dem ersten Erscheinen am westlichen Himmel war die Zerstörung vollendet.

Auch in unseren Gegenden zeigen sich vereinzelt ähnliche Erscheinungen, ja in den letzten Jahren häuften sie sich auch bei uns, wie erwähnt, in fast beunruhigender Weise. Im Allgemeinen entwickelten sie jedoch hier nicht die gigantische Gewalt wie im Norden Amerikas. Ab und zu jedoch tritt auch bei uns einmal ein richtiger Tornado auf, so z. B. im vorigen Herbst am Rhein, oder im Jahre 1830 über der Stadt Hannover, bei welcher Gelegenheit das große Dorf Buchholz in wenigen Minuten niedergeweht wurde und in der Sturmbahn kein Baum, auch nicht der stärkste, stehen blieb. —

# Der Herr Verwalter.

Erzählung von R. S. Diefenbach.

(Fortsetzung.)

Gottfried Gabelmann ließ sich lachend auf einen Stuhl fallen. „Herrgott noch nei“, wie Ihr engherzig seid! Was kann Euch denn dran liegen, wenn ich Euch mit einem Vorschub unter die Arme greifen will?! Ihr solltet froh sein, daß Ihr Euch so die Sorge vom Hals schaffen könnt. Uebrigens ist's ja auch garnicht geschenkt; ich schenke prinzipiell nichts. Hier, Frau, habt Ihr noch ein paar Groschen. Nehmt hin und holt ein Maß Bier. Nach dem vielen Reden giebt's Durst.“

„Gleich, Herr Verwalter, gleich. Ich will nur rasch eine saubere Schürze verbinden,“ sprudelte die Alte hervor. „Nein, aber so'ne Gutherzigkeit. Gott dank's Euch, Herr Verwalter! . . . Da sind wir ja auf einmal alle unsere Sorgen los.“

Lena griff ihr nach dem Arm. „Bleib Mutter; ich hab' jüngere Füße. Das Bier kann ich auch holen.“

„Wenn Deine Mutter gehen will, laß sie doch,“ rief Herr Gabelmann und scharrte ungeduldig mit den Füßen.

„Jawohl, das Bier hole ich!“ versetzte die Alte.

„Ich laß mir dies in meiner Freude nicht nehmen. Unterhalt' den Herrn gut, bis ich wiedertomme.“ Ein Blick des Verständnisses wurde zwischen ihr und dem Verwalter gewechselt. Das Mädchen bemerkte es nicht.

Als die Holländerin die Thür hinter sich in die Klinke gezogen hatte, fing Lena an, den Tisch abzuräumen.

Weshalb sie abräume, fragte Herr Gabelmann. Ob sie denn schon zu Nacht gegessen hätten?

Eigentlich noch nicht, erwiderte das Mädchen, aber sie habe keinen Hunger mehr.

Weshalb denn?

Das wisse sie nicht, war die Antwort.

„Ich will hoffen, daß Du Dich durch meine Abwesenheit nicht genirt fühlst?“

Bewahre, vor ihm genire sie sich nicht, sagte das Mädchen.

„Ist auch nicht nothwendig, vor mir brauchst Du Dich ganz und garnicht zu geniren,“ versetzt, den Ton auf das letzte Wörtchen legend, Herr Gabelmann gütig und rückte etwas unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

Es entstand eine kleine Pause. Das Mädchen befand sich in einer eigenthümlichen Verlegenheit, der Verwalter war sichtlich erregt. Da bemerkte er eine kleine Wunde an des Mädchens rechtem Handgelenk. Er griff nach der Hand.

„Was hast Du denn da gemacht, Lene?“ fragte er.

Sie ließ ihm die Hand und schaute vor sich nieder. „Ich hab' mich ein bißchen verbrannt.“

„Ach Du liebes Patscherl,“ girte Herr Gabelmann und strich zärtlich über ihre arbeitsfeste, jedoch kleine, wohlgeformte Hand. „Komm, set' Dich ein wenig zu mir, Lene, ich hab' Dir etwas zu sagen.“ „Ich höre auch, wenn ich stehe,“ flüsterte das Mädchen.

Der Verwalter zog sie nieder auf seinen Schooß und legte seinen Arm um ihre Taille. Auch das ließ sie geschehen. „Aber, Mädchen, Du wirst Dich doch nicht fürchten vor mir,“ sagte er.

„Ich weiß nicht . . . Was wollt Ihr denn eigentlich?“

„Ein bißchen gut sein.“ Seine Stimme schien überschnappen zu wollen und seine Linke zitterte, als er das Kinn des Mädchens in die Höhe hob. Lene versuchte, sich aus seiner Umarmung zu befreien.

„Laßt mich los,“ rief sie, „wenn meine Mutter käme.“

„Wir hören ja die Hausthür knarren.“

„Wenn Jemand durch's Fenster hereinkuckt!“

„Die Läden sind ja geschlossen!“

„Aber ich wil' nicht!“

Sie wehrte sich heftiger, er aber schlang desto fester seine Arme um sie.

„Ich schreie um Hülfe, wenn Ihr mich nicht gleich los laßt.“

„Du hättest Dich nicht zu mir setzen sollen, dummes Ding. Los lasse ich Dich nimmer,“ leuchtete der Verwalter.

„Um Gotteswillen, was wollt' Ihr denn von mir,“ sehte sie ängstlich. Sie wehrte sich nicht mehr.

„Wie alt bist Du denn? Mädchen, so dumm kannst Du nicht mehr sein. Es wär' ja rein zum Lachen! Ich hab' Dich einmal gern, ich mag Dich leiden. Und Du mußt mein werden! . . . Oder bin ich Dir zuwider?“

Er war ein stattlicher Mann, der Herr Gottlieb Gabelmann, daran war nun einmal nicht zu zweifeln. Das Mädchen, das einen raschen Blick an ihm niedergleiten ließ, bemerkte erst jetzt, daß er eigentlich ein recht hübscher Mann sei. Da fiel ihr Anton ein. So stattlich war der nicht, aber sie hat ihm Treue versprochen; sie wollen sich heirathen. Wann? Ja, Du lieber Gott, da können noch ein paar Tröpfchen Wasser zuvor den Rhein hinunterfließen! Das Heirathen kostet Geld und oft genug hatte ihr die Mutter in den letzten Wochen vorgepredigt, was Alles von Nöthen sei, wenn sich Zwei zusammenthun wollten, und mache man auch nur die allerbescheidensten Ansprüche. Gewiß in die Hunderte beließ sich die Summe. Gegenwärtig hatte sie keinen Pfennig, und Anton — der hatte eben fünfzig Mark auf der Sparkasse liegen. Fünfzig Mark! Was ist damit zu machen. Es kann noch lange währen, bis aus der Heirath 'was wird, Jahre lang. Treu bleiben kann sie Anton so lang — aber! . . . Dies Alles wirbelte ihr in einer Sekunde im Kopf herum.

Es schien, als habe der Verwalter in ihren Gedanken gelesen, denn plötzlich sagte er: „Was ist dabei, Du kannst Deinem Anton doch gut sein. Und wer weiß, wenn Du besonders lieb bist, kann ich vielleicht etwas für Euch thun, damit Ihr recht bald zusammen kommen könnt. Sonst werdet Ihr doch alt und grau, ehe Ihr das Nothdürftigste zusammen habt. Und so mit Nichts heirathen, Lene, das ist eine gefährliche Sache!“

Das Mädchen schwieg. Anton doch gut sein! Das Wort war ihr in's Herz gefahren. Anton doch gut sein und dem da — zu Willen. Sie zuckte zusammen. Nein, nein, 's wär' eine Schande, so was!

„Darüber brauchst Du Dir keine Gedanken zu machen. Das passirt bei reichen und seinen Leuten. Liebes Kind — die Stimme des Verwalters nahm einen väterlichen Ton an — „so was passirt täglich und Niemand läßt sich ein graues Haar darum wachsen. Der Anton — ja, was der nicht weiß, macht ihn nicht heiß.“

Seine Worte fingen an Einbruck auf das Mädchen zu machen. 's ist richtig, dachte Lene. Anton brauchte nichts davon zu wissen. Reiche und seine Leute machen's auch so. Anton hat's zuerst selbst gedacht, und in der Zeitung stehen oft so Geschichten.

„Na also, Lene,“ versetzte der Verwalter, der wohl sah, was in dem Mädchen vorging. „Sei nicht so einfältig. Ich verspreche Dir — in einem halben Jahre sollst Du Deinen Anton haben.“ Er ließ sie los.

Das Mädchen athmete schwer und stand auf. „Wo nur die Mutter bleiben mag,“ sagte sie und strich sich über die Augen.

„Die wird jedenfalls bei einer Nachbarin stehen und schwätzen,“ entgegnete Herr Gabelmann.

Er erhob sich ebenfalls und ergriff ihre Hand.

„Nun, Lene?“

Sie sah ihn einen Moment starr an.

„Wir sind doch so arm!“ senfte sie. —

### III.

Anton, der bei einem Bauern Unterkunft gefunden hatte, hatte eine halbe Stunde zuvor seinen Arbeitskittel mit einem sauberen Rock vertauscht, sich

eine Pfeife angezündet und war auf die Dorfstraße hinaus getreten. Es war stockfinster, so, daß man kein Hand vor den Augen sah. In Dingskirchen gab's keine Straßenlaternen, wer Abends auf der Straße Licht haben wollte, der nahm sich eine Stalllaterne mit. Der Wind rauschte in den Zweigen einiger alten Nußbäume, die in einem Garten standen und ihre mächtigen Kronen halb über die Gasse hingen. Ein paar Regentropfen fielen nieder. „'s giebt morgen Regen,“ murmelte Anton. Er fühlte in die Tasche. Er war das in letzter Zeit so gewöhnt geworden, sich stets vorm Ausgehen zu überzeugen, ob auch das Taschenmesser mit feststehender Klinge vorhanden sei. Warum, wußte er eigentlich selbst nicht genau. Er hatte eine Ahnung, als ob die Gelegenheit, davon Gebrauch machen zu müssen, sich einmal bald einstellen werde. So oft er an sein Messer dachte, dachte er auch an den Verwalter. Er hatte ihn in letzter Zeit öfter in das Holländerhäuschen schlüpfen sehen, zwar meistens zu einer Zeit, in der Lene abwesend war, wie er ganz genau wußte, aber verdächtig war ihm das doch. In stillem Beobachten hatte er einen großen Groll gegen ihn in sich angesammelt, einen Groll, der ihn manchmal zu ersicken drohte. Lene behauptete zwar immer, sie spreche mit dem Verwalter nicht mehr, als sie unbedingt müsse, aber dennoch, das Mißtrauen war einmal da und ließ sich nicht so ohne Weiteres von der Hand weisen. Beswegen besuchte der Mann die Holländerin so oft? Er ließ dort waschen und sicken. Ja, aber das ist doch immer noch kein Anlaß, jeden zweiten Tag mindestens dort einen Besuch zu machen. Er kannte den Mann zu genau, um ihm nicht unreine Absichten unterzuschreiben. Und Lene schien ihm auch seit einigen Wochen nur mit halbem Ohr zuzuhören, wenn er sein ständiges Kapitel über Herrn Gottfried Gabelmann abhäseltete. Ja, einmal hatte sie sogar gesagt: „Du übertreibst, Anton, so schlimm ist der Verwalter nicht.“ Das gab seinem Mißtrauen neue Nahrung.

Von ferne hörte man ein paar Mädchen und Burschen singen. Sie saßen in einer Spinnstube. Anton ging auch manchmal hin, Lene ebenfalls. So machte er sich denn auch jetzt dorthin auf den Weg. Er schlich zum Fenster des betreffenden Hauses und lugte in die Stube. Von Lene war nichts zu sehen. Sie mußte noch zu Hause sein. Eben schlug's acht Uhr vom Kirchturm.

„Acht, und die Lene noch nicht da? Dann kommt sie heut' Abend überhaupt nicht,“ philosophirte der Bursche und lenkte seine Schritte nach dem Holländerhäuschen. Es fing sachte an zu regnen. Er legte das Ohr an's Fenster; wie leises Flüstern nur drang jetzt eine Stimme an sein Ohr, die Stimme des Verwalters. Dann war's ein Weilschen still. Jetzt — was ist das? das ist Lene. Zum Kukul, was haben die Zwei miteinander? Er lauschte, ob er nicht auch die Alte würde reden hören. Statt dieser aber hob der Verwalter wieder an. Dem Burschen stieg das Blut zu Kopf. Er untersuchte die Läden, ob er nicht eine Ritze entdecken könne, die einen Einblick in die Stube gewährte. Da fiel ihm ein heller Punkt in's Auge. Ein Knorren war aus einem Brett gesprungen. Er stellte sich auf die Fußspitzen, aber er konnte mit dem Auge nicht an die Oeffnung langen. Er sah sich um. Eine Pfugschleife stand auf der anderen Straßenseite. Er trug sie herbei und jetzt konnte er in die Stube sehen. Steif wie ein Holz stand er und schaute und seine Augen funkelten. —

Wie lange Anton da gestanden hatte — er wußte es nicht. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er noch, wie der Verwalter an der Thür stand und Lene die Hand reichte. „Also, Schatz, bewahre Dein Geheimniß. Zu Ostern nächstes Jahr sollst Du Deinen Anton haben, ich verspreche es Dir,“ hörte er noch den Verwalter sagen, dann legte derselbe die Hand auf die Klinke und trat auf den Hausflur hinaus.

Ein leiser Wuthschrei entrang sich der Kehle des Betrogenen. Seine Hand fuhr bligschnell in die Tasche. . .

„Zum Satan, was ist das,“ schrie der Verwalter heiser, als er auf die Straße trat. Eine kräftige Hand hatte ihn am Hemdkragen gepackt, und eine rauhe Stimme brüllte: „Jetzt ist's aus mit Dir, Du Himmelhund.“

Herr Gottfried Gabelmann überfah die Situation mit einem Blick. Er fing mit dem linken Arm den Stoß des Messers auf und langte, als Mensch, der sich nicht so leicht übercumpeln läßt, sein eigenes Dolchmesser aus der Tasche. Ehe sein wüthender Angreifer seinen Stoß wiederholen konnte, hatte er ihm die Klinge seines Messers zwischen das dicke Schulterblatt gestochen und demselben zugleich einen heftigen Schlenker gegeben, sodas der Bursche stöhnend rücklings in den Straßenschmutz sank und dort betäubungslos liegen blieb.

Jetzt schlug der Verwalter Lärm, und in zehn Minuten wußte es das ganze Dorf: „Der lange Anton hat einen Raubanfall auf den Herrn Ver-

walter gemacht, aber erfolglos, denn der Herr hat ihn mit einem Messerstich abgewehrt. Der lange Anton liegt schwer verwundet im Rathhaus; er wird seine Schandthat mit dem Leben bezahlen müssen. Der Herr Verwalter hat einen Stich in den Arm bekommen und muß nun wohl auch ein paar Wochen den Arm in der Binde tragen. Nein, wie aber nur so was möglich sein kann!“

Es gab aber auch Viele, die gewünscht hätten, daß dem Knecht sein Vorhaben besser geglikt wäre. Diese behielten ihre Meinung jedoch für sich.

Lene hatte den Vorfall auf der Straße nicht bemerkt; erst auf das Geschrei des Verwalters war sie herausgestürzt und heulend hatte sie sich über Anton geworfen. Man mußte sie von ihm reißen und mit Gewalt in's Haus bringen. Mit keinem Wort verrieth sie sich — die Einzige, die außer den beiden Verwundeten um den Grund zu dieser blutigen Szene wußten, war die alte Holländern. Auch sie heulte ihr Theilchen und schlug sich gegen die Brust über den unglücklichen, verlorenen Schwiegersohn. Sie verfluchte ihn vor allen Menschen laut und

hoffte im Geheimen, daß er die Geschichte mit dem Leben bezahlen möge.

Lene heulte eine ganze Nacht. Am anderen Morgen war sie ruhig, und als am dritten Tage Anton sang- und klanglos in's Grab gescharrt wurde, da brachte sie es gar über sich, als tiefbetrübte Braut hinter dem Sarge herzuschreiten.

Herr Gottfried Gabelmann kehrte auch in der Folge öfters in dem Holländerhäuschen ein. Da bekam aber eines Abends die alte Holländern, die ein paar Wochen nach oben geschildertem Vorfall anfang, merkwürdig einsilbig zu werden, den wunderlichen Einfall, sich vor ihren Gast zu stellen und ihm eine absonderliche Standrede zu halten. Mit einwöniger Stimme quälte sie langsam Wort für Wort heraus und schlürfte dann zurück auf ihren Platz hinter dem Ofen, woher sie gekommen.

Lene hielt die Schürze vor die Augen und schluchzte, Herr Gottfried Gabelmann aber setzte seinen Hut auf und wünschte Gute Nacht. Das war das letzte Mal, daß er den Fuß in dieses Haus gesetzt hatte. — (Schluß folgt.)

# Feuilleton.

## Am Schilfe.\*

Mir kommt es vor bisweilen  
Dort an dem Schilfe,  
Als hört' ich's leis sich theilen  
Und lispeln: hiß!

Ich kann es nicht verstehen,  
Ob es mich täuscht,  
Die Winde drüber gehen,  
Der Reiser kreischt.

Wollt' nie mir Winsen schneiden  
Als Kind am Teich,  
Als müßte was erleiden  
Den Todesstreich.

Es war als wie ein Grinsen  
Und ein Genick  
Der langen schwarzen Winsen —  
Ich floß zurück.

Und doch fand ich mich gerne  
Und wieder ein,  
Als könnte was nicht ferne  
Verborgen sein.

Als müßt' ich noch erfassen  
Was es mir wollt',  
Als ob ich's nicht verlassen  
Im Leide sollt'.

Martin Greif.

und grob in ihren Effekten; trotz des Aufwandes äußerlicher Mittel war ihnen innerer Gehalt ver sagt. Böcklin hat auch der historischen Landschaft Sinn und Form gegeben. Er zielt in seinen Bildern freilich gemeinhin nicht auf ein bestimmtes historisches Ereignis, er giebt Stimmungen, wie die Geschichte, wie Denkmäler ferner Zeiten sie in uns erwecken.

Eine Villa am Meer. Auf gewaltigen Felsblöcken, die weit in die See vorspringen, ist sie erbaut, von Säulen umschlossen, hohe Cypressen flankiren die Stirnseite und fangen die von der See her fahrenden Stürme ab. Aus den dichten Kronen leuchten die strengen Linien der säulengetragenen Marmorsalle, die Mauern des Hauses bauen sich zu einem breiten niedrigen Thurm auf. Siebelfiguren krönen den geradlinigen Bau, in Kasernen springt das Wasser über die Stufen der Felsen herab, die marmornen Kasse des Meerergottes tummeln sich in den Sprudeln. Aber es geht zu Ende mit dieser stolzen Pracht. Das Gemäuer ist zerklüftet und in den Rissen wuchert das Unkraut. . . Die schwere, bange Stimmung verfallender Pracht lebt in jedem Zuge des Bildes. Von draußen tönt das hohle Brausen des an die Felsen brandenden Meeres, letzte Ausläufer der Wellen fahren rauschend herein an den geschützten niedrigen Strand. Eine dunkle Wetterwand steht am Horizont, scharf fährt schon der Wind von der See her, daß die Bäume sich biegen unter seinem Wehen. Aufgeregt schießen die Möwen über das Wasser hin. Eine hohe Frau aus dem Schloß, ganz in ein schwarzes Trauergewand gehüllt, ist über die zerfallenden Steintreppen hinab an den Strand geschritten und lehnt nun, in tiefem Sinnen, an dem Fels. In ihrer Seele findet die bange Stimmung ihren Wiederhall in dem dumpfen Ton der Brandung, dem gleichförmigen Mäuschen der Wellen, in dem Heulen des heranziehenden Sturmes. —

Menschenfüße zum Greifen. Man lacht und wispelt über die garstig verunstalteten Klumpfüße der Chinesinnen; man begreift nicht, warum sie noch immer von solcher Gewohnheit sich nicht frei machen. Wohlgefällig betrachtet man dann den eigenen Fuß im eleganten Stiefel: Ja, so muß der Fuß und seine Bekleidung sich machen, so zeigen beide auch unsere Modestilber! Ist solche Rederei irgendwie begründet? Die Schneiderin schwagt viel von „schöner“ Taille, Modestilber zeigen Wespentailen, Schnürleiber beengen die Brust, erschweren das Athmen, legen den Grund zu mancherlei Krankheiten. Es ist Mode, und die ist allgewaltig. Der Schuhmacher verfügt ähnlich über unseren Fuß. Von Jugend auf zwingen wir uns in seine Marterwerkzeuge der Mode wegen hinein, ertragen die schmerzenden Hühner- und Kronenaugen, dicke Ballen, verkrüppelte Zehen, eingewachsene Nägel und andere Kulturzeugnisse der Mode. Wir betrachten in einer Gemäldgalerie Bilder aus früheren Jahrhunderten. Die verschiedensten Fußbekleidungen haben andere Grundformen, sind aber der Gestalt des Fußes an Skeletten in anatomischen und zoologischen Museen völlig angemessen gebildet. Kinder und Erwachsene, die bei uns im Sommer barfuß gehen, besitzen noch annähernd solche Fußformen, wie jene Naturvölker, die feils barfuß gehen, und was diese mit ihren Füßen und Zehen leisten können, davon mögen die nachstehenden Zeilen erzählen.

In Ostafrika, das früher wenig von europäischen Reisenden besucht wurde, nannte man diese „Leute mit Gelsfüßen“ wegen der hohen Stiefel. Als wir vor einem Jahrzehnt verschiedene Familien der Somali mit

Kindern wochenlang in unseren Zoologischen Gärten in ihrem Thun und Treiben beobachten konnten, sahen wir, daß deren Beine eine etwas andere Stellung als die unsrigen haben, daß ihre Zehen gar nicht verkrüppelt sind und daß sie mit den Füßen Mancherlei verrichten, wozu wir uns nur der Hände bedienen können. Der Schmied sah stundenlang unter einem Bretterdache zusammengekauert und hielt das Eisen, welches der Hammer zu Sperrspitzen verarbeitete, mit der vorderen Sohle und den beiden größten Zehen fest. Jede Zehe ist bei diesen Leuten ein selbstständig bewegliches Glied, das häufig zum Erfaß der Finger dient. Um kleine Gegenstände vom Boden aufzuheben, bückt sich der Somali nicht, sondern ergreift sie mit der großen und zweiten Zehe und bringt sie in rascher Bewegung bis zu den Händen. Die Regematrofen auf den Fahrzeugen des Rothen Meeres sind in kürzester Zeit oben auf dem Mastbaum, weil sie mit den Händen ein Tau fassen, mit der ersten und zweiten Zehe ein benachbartes zweites und so schnell hinaufklettern wie die Affen. Kommen die Vortentotten mit Weifen zusammen, so tragen sie ihre Sandalen mit den Händen, weil sie damit besser und unbeachtet mit den Füßen stehen können. Aehnlich wie diese verfahren die Südsee-Insulaner, wenn sie des Tausches halber europäische Schiffe besuchen. Nägel und andere kleine Gegenstände auf dem Deck ergreifen sie mit dem Fuße, reichen sie schnell dem Nachbar, arbeiten also mit dem Fuße so, wie bei uns die „Langfinger“. In Amerika heben die Indianer Nulatan's Gebstände mit den Füßen auf, schleubern sogar Steine mit ihnen weit weg. Auf Sumatra bedient man sich beim Ballspiel auch der Zehen; die Muskeln der Zehen der Javanen sind so entwickelt, wie bei uns die Finger, es macht für sie keinen Unterschied, ob sie etwas mit den Fingern oder Zehen festhalten. Bei den Anantiten ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, zu sehen, wie der Steuermann mit dem Fuße das Steuer regiert, um inzwißchen mit den Händen eine Zigarre zu wickeln. Auch bei manchen Kulturvölkern Asiens, die nicht in enge Schuhe die Füße zwingen, sondern barfuß gehen, finden wir eine ähnliche Verwendung der Füße und Zehen als höchst brauchbare Greiforgane. Bewundernswürth ist bei allen Handwerkern in Beirut die Geschicklichkeit, mit der sie sich der Zehen zum Halten des Arbeitsstückes oder des Werkzeuges bedienen. Die Holzschneider in Damaskus halten das Brett mit den Zehen fest, und noch geschickter sind die Holzbildhauer in Simla.

In Europa, das jetzt in Stiefeln und Sporen Mirt, bringen nur besonders begabte „Fußkünstler“ nach langer, unangenehmer Liebung das endlich zu Stande, was anderswo durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Der arnold's geborene Ledgewood, der auch nur einen Fuß besaß, vermochte mit ihm allerlei Greifkunststücke auszuführen. Er schrieb, zeichnete, fädelte eine Nadel ein, rasirte sich sogar. In Arnstadt sah ich eine Frau mit den Füßen Strümpfe stricken. Der französische Maler Ducornet hielt mit dem linken Fuß die Palette und führte den Pinsel mit dem rechten. — B. L.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Aus „Gesammelte Werke“. Leipzig, G. F. Amelang. —